

Ein Jahrhundertleben
zwischen Boheme und
Kommunismus

Insel



*Meine
Mutter,
die
Gräfin*

Yvonne Hirdman

YVONNE HIRDMAN
*MEINE MUTTER,
DIE GRÄFIN*

*Ein Jahrhundertleben zwischen Boheme
und Kommunismus*

*Aus dem Schwedischen
von Nina Hoyer*

Insel Verlag

*Titel der Originalausgabe: Den röda grevinnan. En europeisk historia
Ordfront, Stockholm 2010*

eBook Insel Verlag Berlin 2011

Copyright © Yvonne Hirdman 2010

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2011

*Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.*

*Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.*

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

eISBN 978-3-458-77070-1

www.insel-verlag.de

Inhaltsverzeichnis

Prolog

KAPITEL 1

*Die Gouvernante und der Buchhandelsgeselle
Bukarest – Dorpat – Oxford 1900-1911*

Emilie

Bukarest

Dorpat

Zwischenakt – Lenis Geschichte

Fritz

Die Begegnung

Die Russische Revolution 1905

Mesalliance?

Kleinbürger

Kind der Liebe

Oxford

Ernüchterung

KAPITEL 2

*Emilie und der Krieg
Bukowina 1912-1920*

Bukowina

Czernowitz

Radautz

Lottie

1914

Papa zu Felde – Mama steht ihren Mann

Die Likörkatastrophe

1917

Das Deutsche

1918

Die Rumänen

Nachkriegszeit – die 20er Jahre

»Diese Sache«

P.S.

KAPITEL 3

Deutschland – bleiche Hure

Berlin – Weimar – Jena 1920-1927

Die »sogenannte Revolution« in Deutschland

Der Kapp-Putsch

Der Friede von Versailles

Noch mehr Geschichte

Geschehnisse in Hamborn

Die Hyperinflation

Deutschland – bleiche Hure

Lottie in Weimar

Die »neue Frau«

Grete in Heidelberg

Jena 1926-1927

Liebe?

1926-1928

Die Verlobung

Eine »neue Frau«?

KAPITEL 4

Die Gräfin

Berlin 1928-1931

Die Stadt der Städte

Die Gräfin

»Diese Sache«

Berliner Leben – die Erste
Dolly
Erna
Berliner Leben – die Zweite
Blutmai
Die Leibesfrucht spricht
Paragraf 218
Deutschland von unten
Rote Hilfe
Der Fall Scheringer
Gollnow
P.S.

KAPITEL 5

»Unruhe und Suche«
Berlin 1930-1932
Die letzten Tage der Weimarer Republik
Deutschland im Herbst
Rumänien im Herbst
»Diese Sache«
Nervenzusammenbruch
Erholung-Utersum
Scheidung
Der Kreis
Reginenstraße 14, Leipzig

KAPITEL 6

»Bunte Zeiten, ma chérie«
Berlin – Zürich – Prag 1932-1934
Familie Kurella
Die Begegnung
Müller und die Kaderakten

*Heinrich Kurellas Autobiografie (bis 1933) aus den Kaderakten vom 8. Juli
1936*

Kommunist-Idealist

Countdown

Der Traum vom Heim

Stempelberg am Pleitenplatz

Der Reichstagsbrand

15. März 1933

Flucht – Emigration – Zürich

Rudi und die RUNA

Heinz und Grete

Das Notizbuch

Prag – Warten auf Utopia

KAPITEL 7

Genossin Stenbock

Moskau 1934-1937

Herbst 1934

Der Mord an Kirow

1935

Alltagsleben

1936

Der Sommer vor dem Sturm

Die Frage Kurella. Erster Akt

Die Frage Kurella. Zweiter Akt

Golgatha

Die Bourguika

Letzter Akt

KAPITEL 8

Ein Puzzle zusammensetzen

Kopenhagen – Paris – Pontigny 1937-1939

Die Quellen

Spurensuche
Die Geheimakte
Die Wahrheit?
So ganz anders, als wir dachten
Frankreich im Herbst
Der Albtraum
Der Reiter über den Bodensee
Urlaub vom Leben
Der Junge
Emilies Tod

KAPITEL 9

Frau Hirdman
Stavanger/Orre – Stockholm 1939-1966
Orre – Herbst 1939
Der Nichtangriffspakt
Frau Hirdman
Das schwedische Bereitschaftsheim
Frieden
Die Reiseleiterin
Die letzte Reise

Epilog
Personenverzeichnis
Literaturverzeichnis

Meine Mutter, die Gräfin

*Du beginnst zu begreifen. Ein Turbinengebrause
Aber macht plötzlich, daß in dir Zweifel frißt,
Ob die Mutter die Mutter ist, zuhaus das Zuhause
Und du selbst, wie du hier bist, du selber bist.*

Boris Pasternak, Ich konnte sie vergessen

Prolog

Hier stehe ich, wie ein kleines, erschrockenes Kind, und halte fassungslos ihre riesigen, hässlichen rosa Schlüpfen in meinen Händen. Hat sie wirklich solche Schlüpfen getragen?! Meine attraktive, schlanke, geschmackvoll gekleidete Mutter mit dem Hauch von Chanel No. 5, den perfekt manikürten Händen und den zauberhaftesten Knien, die ich je bei einer Frau gesehen habe – und dann diese entsetzlichen Schlüpfen? Na gut, immerhin ohne Beingummiband, aber stattliche Dinger allemal. Vielleicht litt sie ja unter Blasenentzündung, die bekommen Frauen schließlich leicht in den Wechseljahren – aber, was weiß ich?

Nichts.

Ich stehe mit ihrer Unterhose da und ein Gedanke lässt mich nicht los: Mama ist tot, unwiederbringlich für mich verloren – und sie, sie sind noch da.

Und längst nicht nur ihre Schlüpfen. Ihr Sekretär aus Walnussholz enthält alles Mögliche: Häkelnadeln und Nagelfeilen, Sicherheitsnadeln und Büroklammern, Stifte und Abzeichen von diversen Gewerkschaftsverbänden, die ans Kostümrevers geheftet wurden – unzählige, nach all den Konferenzen und Reisen, auf denen sie gedolmetscht hat. Und dann sind da noch ihre Taschenkalender mit kurzen, fast stenografischen Einträgen. Für was bloß? »Einar«?

Ich packe alles in eine Tüte – was soll ich auch sonst damit machen? Und die Unterhosen, habe ich sie eigentlich weggeschmissen? Diese Unterhosen muss ich doch weggeschmissen haben?! Habe ich so vielleicht ihr Tagebuch gefunden? Im Papierkorb?

Konnte Papa es einfach weggeworfen haben? Mamas Tagebuch? Ich stopfe es in die Tüte. Hatte er es tatsächlich weggeworfen? Es handelte sich hier schließlich nicht nur um einen kleinen Taschenkalender, sondern um ein

richtiges Tagebuch. Aber das geht doch nicht! Man kann doch nicht einfach Mamas Tagebuch in den Papierkorb schmeißen!

Ich weiß nicht mehr, wo mein Vater war, als ich – war ich wirklich ganz allein da? – das Zimmer meiner Mutter in der Stocksunder Wohnung ausmistete. Er hatte bestimmt gesagt, dass ich ja nachsehen könne, ob ich etwas davon haben wolle, bevor er es wegtut. Und trotzdem schmeißt er einfach ihr Tagebuch in den Müll! Er hätte sich doch denken können, dass ich es da finden würde.

Es muss an einem kalten Wintertag gewesen sein. Sie starb im Februar 1966; ich habe immer Schwierigkeiten, mich an das genaue Datum zu erinnern. Die Kinder muss ich bei A. gelassen haben. Meine Tochter Anja, die in Kürze zwei werden sollte – oder war sie da schon zwei? – und keine Oma mehr haben würde. So wie Tomas mit seinen vier Monaten. Ich muss die Kleinbahn genommen haben und dann die steile Anhöhe zu dem zweistöckigen Haus hinaufgegangen sein, in dem sie ihre letzte Wohnung hatten: Eine hübsche Dreizimmerwohnung – mit Balkon und sogar mit Kamin –, auch wenn sie für die feine Stocksunder Villengegend schon einen fast proletarischen Anstrich besaß.

Ich kann mich allerdings noch daran erinnern, dass ich, schon halb im Aufbruch, im Flur noch das Tagebuch aufschlug. Ich gehöre zu denen, die sich erst in letzter Sekunde entscheiden – auf der Türschwelle, auf dem Weg aus dem Haus. Als müsste ich mich dann nicht mit den Dingen auseinandersetzen. Dort neben dem großen Büfettschrank also, links von der Küche, muss ich es aufgeschlagen haben und bin beim Überfliegen vermutlich auf diese Zeilen gestoßen: »Heute Nacht hab' ich ein hässliches kleines Mädchen geboren«.

Mich.

Da schlug ich das Tagebuch wieder zu. Verstaute es mitsamt den Fotos, Briefen und dem Wenigen, das es sonst noch gab, in ein paar grünen Kisten tief im Kleiderschrank, oder vielleicht auch im Keller, sodass sie fast in

Vergessenheit gerieten, wenngleich ich sie in den nächsten vierzig Jahren bei jedem Umzug wieder mitschleppte.

Aber meine Mutter habe ich nicht vergessen. Eine Mutter kann man nicht vergessen. Sie hat mich nicht losgelassen, ist mir im Traum erschienen und hat zum Teil groteske Formen angenommen – wurde zu einem Brotlaib, einem Duft. Spendete Trost. Eine vage Erinnerung.

Und eines Tages fasse ich einen Entschluss: Jetzt ist es an der Zeit, jetzt schreibe ich etwas über meine Mutter. Mein Vater ist tot und kann dadurch nicht mehr verletzt werden. Nun haben wir alle, meine Geschwister Eili, Sven und ich, ein gewisses Alter erreicht, denke ich – sind alt, weißhaarig, mit dem Leben im Reinen und mit der Kindheit versöhnt – denn so ist es doch? Jetzt mach ich es einfach.

Aber ich weiß doch gar nichts? Ich kenne ja nur ein paar Einzelheiten aus ihrem Leben: Wo sie geboren wurde, dass sie mal hier, mal dort gelebt hat – hier ein Graf, da ein Kommunist, hier Moskau, und dann, ja, dann kam sie in allerletzter Sekunde nach Schweden. Erinnerungsfetzen ziehen an mir vorüber, Erinnerungen an alte Kinderreime: Ins Bett, ins Bett, wer Liebchen hätt', wer keines hätt' geht auch ins Bett. Erinnerungen an die Gerichte, die sie kochte – Rindswurst mit Knoblauch und Tomatenpüree. Wie sie die Zigarette zwischen ihre vorstehenden Schneidezähne geklemmt hatte – sie beugt sich über den Herd, der Kippenberg wächst immer mehr an. Und da, ihre heisere Stimme, die vom Küchentisch herüberklingt, an dem sie und Papa sitzen, bevor sie ins Bett gehen; sie trinkt Schwarzen Johannisbeerschnaps. Erinnerungen sind zerbrechliche Fragmente, die zu Staub zerfallen und sich auflösen, wenn man sie zu sehr festhalten will.

Aber so viel immerhin weiß ich, geht mir dann durch den Kopf – ich weiß, dass ihr Schicksal eng mit der Geschichte Europas verwoben ist: Geboren 1906 in Tartu (früher Dorpat), das damals noch russisch war, erlebte sie als Kind den Ersten, den »großen« Weltkrieg in der Bukowina – damals noch Teil des ausladenden Reiches Österreich-Ungarn. Tanzte mit ihrem Grafen Alexander Stenbock-Fermor durch das Berlin der Weimarer Republik, floh vor Hitler, lebte mit einem Kommunisten in Moskau, lernte in Frankreich

unseren Vater kennen und kam gerade noch rechtzeitig – oder fast schon zu spät, kurz nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs – nach Schweden.

Ich könnte ja eine europäische Geschichte schreiben, denke ich so bei mir. Eine europäische Geschichte, in der meine Mutter irgendwie am Rande mitspielt, eine fesselnde und schöne Rolle einnimmt und faszinierend und aufregend erscheint, aber eben nicht im Vordergrund steht, sondern in die Geschichte eingebettet ist. Es bleibt mir schließlich keine andere Wahl, es existieren ja nicht mehr so viele Briefe und Tagebücher, als dass ich es anders aufziehen könnte. Und mir eine Mutter erdichten – niemals!

Also fing ich an. Doch der Inhalt der grünen Kisten erwies sich als umfangreicher als gedacht. Ich war ja so etwas wie das Archiv unserer Familie geworden – bei mir sammelte sich alles, als meine Geschwister in die Welt hinauszogen und ich die Einzige war, die in Schweden blieb; die Haustochter, sozusagen. Und so behielt ich die ganzen Unterlagen, die mein Vater nicht weggeschmissen hatte, und seinen spärlichen Nachlass. Und ich verwahrte das, was Leni – meine Tante mütterlicherseits – hinterlassen hatte. Urplötzlich stand ich mit einer Fülle von Material da: Ich fand das Kleinmädchentagebuch, das meiner Großmutter, Emilie Redard, gehört hatte – ohne Einband zwar, aber die Tinte hob sich noch immer schwarz gegen das cremeweiße Papier ab. Fand die Memoiren – oder vielmehr den Entwurf – von meinem Großvater Fritz Schledt. Fand dies, fand das. Stieß auf Unmengen von Briefen, Dokumenten, Gedichten, Zetteln. Ja, sogar Fotos!

Und ich habe recherchiert; habe im Internet, dieser segensreichen Erfindung, recherchiert, wodurch ich mir endlich einen Eindruck davon verschaffen konnte, wie es an den unzähligen Orten ausgesehen hat, an denen diese Familie und die Frau, die später meine Mutter werden sollte, einst ihr Leben gelebt haben: Bukarest 1900, Dorpat 1906, die Bukowina, Berlin und so weiter.

Im Netz und in alten, ehrenwerten Büchern habe ich so jede Menge Augenzeugenberichte aufgestöbert, die ihr Lebensumfeld beschrieben; manche davon sogar meine Mutter selbst. So fielen mir unter anderen Alexander Stenbock-Fermors und Margarete Buber-Neumanns Bücher und

Memoiren in die Hände, in denen sich plötzlich ein kleines Aufblitzen, ein Rest, ein vager Umriss von ihr und ihrem Freundeskreis erhaschen ließ. All dieses Material, all diese Bücher habe ich im Anhang des Buches kapitelweise zusammengestellt.

Durch meine Suche im Internet habe ich Menschen kennengelernt, die mir eine unschätzbare Hilfe waren. Das gilt vor allem für den Wissenschaftler Reinhard Müller, zu dem ich über einen Artikel, in dem es um Exilkommunisten im Moskau der Dreißigerjahre ging, einen Kontakt herstellen konnte. Sein großer Wissensschatz, an dem er mich ohne Weiteres teilhaben ließ, hat es mir letztlich ermöglicht, den Lebensabschnitt zu schildern, der – wie ich glaube – für meine Mutter insgesamt am bedeutendsten war.

Natürlich ist ein Stück Geschichte dabei herausgekommen – Geschichte, in der meine Mutter vorkommt. Aber zugleich hat meine Mutter auch zunehmend an Konturen gewonnen und ist mehr geworden als eine bloße Gestalt, die man im Hintergrund ahnen kann. Mich überläuft ein Schauer, als mir klar wird, dass ich mir meine Mutter nicht erdichtet habe, sondern ihr Leben nachgezeichnet habe und sie so habe lebendig werden lassen. Was sie wohl davon gehalten hätte?

Ein jäher Zorn flackert in mir auf; ein diffuser Zorn, von dem ich nicht weiß, wogegen er sich richtet. Gegen sie? Die einfach gestorben ist, bevor sie mir alles selbst erzählen konnte?! Sie sollte mir dankbar sein, fährt es mir trotzig durch den Kopf, habe ich doch mit unendlich viel Liebe und Mühe so viel wie nur irgend möglich herauszufinden versucht und anderen Menschen respektvoll und zartfühlend ihr Schicksal (und das von Leni, Emilie, Fritz, Otto, Alexander und Heinrich) geschildert. Das ist mehr, als den meisten in diesem kurzen Menschenleben zuteil wird, wenn ich an die Fülle anonymer Schicksale denke, von denen noch nicht einmal mehr ein Staubkorn existiert – die einfach vom grauenvollen schwarzen Loch der Ewigkeit verschluckt worden sind.

In ihrem Pariser Tagebuch findet sich eine Notiz – es ist Herbst, als sie sie aufschreibt, Herbst 1938, als ihr Leben sich gerade gefährlich nahe am Rande

des Abgrunds bewegte. Sie erwähnt darin eine Freundin, die offenbar von ihrer, Charlottes, Lebensgeschichte fasziniert ist. Ich stell' mir vor, wie sie da so nebeneinander in einem kleinen Bistro sitzen, Wein schlürfend und – zweifelsohne – eine Zigarette nach der anderen rauchend, als ihre Freundin verkündet, dass sie ein Buch über sie schreiben will. Der einzige knappe Kommentar meiner Mutter: Glaube kaum, dass sie es fertig bringt.

Aber ich – ich habe es gemacht.

Mama!

*Und zum Schluss noch ein paar Worte an meine Geschwister Sven und Eili.
Dies ist für Euch. Nehmt es an.*

Stockholm, im Oktober 2009

Yvonne Hirdman



Emilie und Charlotte 1907.

Kapitel 1

Die Gouvernante und der Buchhandelsgehilfe Bukarest – Dorpat – Oxford 1900-1911

Sie hat sie alle überlebt. Sie hätte etwas erzählen können – von meiner Mutter, meiner Großmutter, der Bukowina, von ... Meine Tante Leni, meine kleine deutsche Tante Leni.

So leise atmet sie, dass ich im ersten Augenblick fast denke, dass sie gestorben ist, bis ich eine ganz leichte Bewegung unter der Decke wahrnehme. Leni liegt in ihrem kleinen, abgedunkelten Zimmer im Seniorenwohnheim in der Hamburger Blumenstraße; ich sitze still daneben. Ich sehne mich danach, endlich gehen zu können, an die frische Luft zu gelangen und diesem Wartezimmer des Todes den Rücken zu kehren – diesen wächsernen, entstellten Gesichtern, die geräuschvoll den wässrigen, weißen Spargel in sich hineinschlürfen. Die Haut über Lenis Gesicht ist gespannt und ihr Lächeln scheint völlig erloschen, jetzt bringt sie noch nicht einmal mehr die Kraft auf, ansatzweise zu lächeln. Diese Leni möchte nur eines – sterben. Und mich dabei an ihrer Seite wissen – zumindest glaube ich das. Sie hätte es sicher am liebsten, wenn ich mich neben ihr im Bett zusammenrollen und sie festhalten würde. Meine kleine Tante Leni, mit ihrem gebrechlichen Körper, den es bald nicht mehr geben wird, und ihrer dünnen, ergrauten Kleinmädchenfrisur.



Leni (links im Bild) in der Blumenstraße.

Warum, ja, warum nur, habe ich ihr nie richtig zugehört?! Warum war ich nie richtig neugierig? Warum habe ich nie das Gespräch auf ihre Kindheit

gebracht? Auf die schwarz gerahmten Bilder, diese Aquarelle in gedeckten blau-braunen Tönen, die neben der spärlichen Ausbeute an Dingen in ihrem kleinen Zimmer hingen und Motive eines längst verschwundenen Osteuropas zeigten, zum Beispiel? Dinge, die sie nach dem Mauerfall, als sie aus der Reginenstraße 14 in Leipzig hierher nach Hamburg kam, mitgebracht hatte.

Hat sie häufig gemalt, deine Mutter Emilie? Hat sie gesungen? Von ihrer Kindheit erzählt? Habt ihr, du und Mama, jemals eure Großmutter Cécilie kennengelernt? Hat Emilie Fritz aufrichtig geliebt, was meinst du? Wie groß war sie? Hatte sie blaue Augen? Euer Haus in Radautz, wie sah es aus? Wie habt ihr Weihnachten gefeiert? War eure Mutter gläubig? Seid ihr in die Kirche gegangen?

Mama war da ja schon nicht mehr am Leben, so unwiederbringlich für mich verloren, aber Leni, ihre kleine Schwester, lebte damals noch. Sie war sozusagen das wandelnde Gedächtnis unserer Familie, die Letzte aus Radautz und Leipzig, und als ich damit begann, sie Anfang der Neunzigerjahre im Altersheim zu besuchen, war sie bereits so gealtert, dass schon nichts anderes als diese Orte mehr für sie gegenwärtig waren.

Warum nur habe ich sie nie nach Emilie gefragt, ihrer heiß und innig geliebten kleinen maman, ihrer kleinen Mutsch, deren dunkles Haar schon so früh seine Farbe verlor und der ich – wie Mama mir erzählte – so ähnelte?

»Du bist genauso flink wie deine Oma Emilie«, hat sie gesagt.

Stattdessen sind heute, zwanzig Jahre später, meine weißen Haaren das einzige – völlig stumme – Bindeglied zwischen mir und meiner mir gänzlich unbekanntem Großmutter, deren Stimme und Erzählungen ich jedoch anhand des noch vorhandenen brüchigen Quellenmaterials nachzuspüren versuche: Vergilbte Briefe, ein halb zerfallenes, fragmentarisches Tagebuch auf Französisch, ein Stoß Briefe und dann diese alten Fotos. Immerhin. Nachdem ich das halb aufgelöste, über hundert Jahre alte kleine Tagebuch mühsam entziffert habe, kann ich sie endlich hören, sehe ich sie lebendig vor mir: Emilie Redard, meine Großmutter. Mamas heiß geliebte Mutter.

Emilie

Ich sehe sie vor mir mit ihren achtzehn Jahren, in einen schmal geschnittenen Rock und eine Bluse gekleidet, die den hübschen, schlanken Mädchenkörper nachzeichnen. Ihre Haare hat sie auf dem Oberkopf zu einem dicken, dunkelbraunen Knoten hochgesteckt – die Frisur einer erwachsenen Frau. Das neue Jahrhundert, das zwanzigste, hat gerade erst angefangen und sie macht sich auf, ihren Geburtsort, das Dorf Auvergnier bei Neuchâtel in der Schweiz, zu verlassen. Ein entzückendes kleines Dorf übrigens – ich habe es im Internet gefunden, an Sommerabenden spielen sie dort Jazzmusik auf dem Marktplatz. Hier sehe ich es in Emilies Fotoalbum mit hellbraunem Ledereinband, in dem man von zwei Seiten blättern kann – auf ein paar Schwarz-Weiß-Fotografien von 1902: Die eine Aufnahme zeigt einen Wagen, der von vier Pferden gezogen wird; in der weich geschwungenen hügeligen Landschaft im Hintergrund sind das Dorf mit der Kirche und ein paar niedrige Häuser zu erkennen. Hier ein Fluss, da die Brücke, auf der anderen Seite Häuser und ein winzig kleiner Zug, der am gegenüberliegenden Flussufer entlangfährt und weiße Dampfwolken ausstößt.

Ein Zug, der sie in die weite Welt hinausbringen wird; womöglich mit ihrem Fotoalbum, ihrem Tagebuch, ihrem mit Kleidern und Büchern gefüllten Gepäck. Denn Emilie stammt aus dem französischsprachigen Teil der Schweiz, in dem ein so geschliffenes Französisch gesprochen wurde, dass selbst Mädchen aus den unteren Schichten als Gouvernanten für europäische Adelsfamilien in Betracht kamen. Und Emilie wird jetzt bis nach Rumänien, nach Bukarest reisen, wo sie offenbar in einem Pensionat unterrichten soll; ganz sicher bin ich mir da aber nicht, denn ihr Tagebuch gibt keinen Aufschluss darüber. Und Leni und Mama sind tot, und es gibt auch sonst keinen mehr, den ich danach fragen könnte.

Da sitzt sie jetzt also in dem kleinen Zug. Ängstlich? Garantiert. Aufgeregt? Keine Frage. Aber sicher auch glücklich, als sie das Dorf hinter sich im Zugqualm immer kleiner werden sieht. Denn war das nicht der Traum aller Mädchen zu jener Zeit, zu Beginn des neuen Jahrhunderts – aus dem Dorf herauszukommen?

Wenngleich es da natürlich noch ihre Mutter Cécilie gab (ja, ja, wir alle mit unseren Müttern ...). Das Heimweh nach ihr muss wohl doch schon nach wenigen Kilometern eingesetzt haben.

»Meine Mutter ...«, schreibt Emilie in einem ihrer letzten Briefe an ihre älteste Tochter Charlotte, der aus einer ganzen Serie von eng beschriebenen Briefen, die ihre Lebensschilderung enthalten, stammt. Sie schrieb diese Briefe nicht, weil sie sie nicht dem Vergessen preisgeben wollte, sondern weil ihre heimatlose, entwurzelte älteste Tochter Charlotte – Lolotte, Lottie – sie danach gefragt hat.

»Wie war das damals, maman, kannst Du mir nicht davon erzählen?«, muss Charlotte ihrer Mutter Emilie geschrieben haben. Erzähl's mir! Und Emilie, wie sie da so im Sterben in ihrem Krankenbett lag, muss um ein paar zusätzliche Kissen als Rückenstütze gebeten, sich halb aufgesetzt und zur Feder gegriffen haben, und schreibt also, dass ihre Mutter, Charlottes Großmutter, eine fantastische Frau gewesen sei: »Cécilie Emma Redard, geborene Pfeiffer, war allerliebste, gütig und bescheiden, hatte bewundernswert kastanienbraune Haare, große, blaue Augen und ein perfekt oval geschnittenes Gesicht«, lese ich in Emilies Brief an ihre Tochter.

*Aber was sollen diese Worte heißen? Zuerst denke ich, dass sie sich bis über beide Ohren verliebt hat, aber als ich meine Französischexpertin danach frage, behauptet sie, da stünde, dass sie sich in den See verliebt habe – *amoureuse du lac* – was so viel heißt wie »hat ihr Herz an den See verloren«.*

»Meinst du wirklich?«, hake ich skeptisch nach. Aber sie beharrt darauf: Sie meint den See. Seltsame Frau, meine Uroma. Sie kam also aus den Bergen und verlor ihr Herz an einen See. Und um diesen See jeden Tag sehen zu können, lässt sie sich von einem attraktiven und geschickten jungen Mann den Kopf verdrehen und die beiden heiraten. Der See wird zu ihrem Halt im Leben und schenkt ihr Trost, als sich herausstellt, dass sich der gutaussehende junge Kerl immer häufiger sinnlos betrinkt, während sie von der Horde Kinder, die sie zur Welt bringt – alle zwei Jahre eines, die sie jeweils zwölf bis fünfzehn Monate stillt –, ganz entkräftet wird. Zehn von vierzehn Kindern überleben.

»Ich habe nie gehört, dass sie sich beklagt hätte«, bringt Emilie für ihre Tochter zu Papier, »habe nur einen gelegentlichen Stoßseufzer vernommen, sah, wie ihre großen Augen sich weiteten und sie unverwandt auf den See hinaussah, hinter dem sich das Panorama der Alpen erstreckte. Ein Moment Schweigen – dann nahm sie die Prüfung auf sich und hob, erneut lächelnd, den Blick.«

Ach ja, die Frauen damals, solche Optimistinnen, die sich durch nichts erschüttern ließen. Make the best of it, habe ich die Stimme meiner Mutter noch im Ohr.

Da ist allerdings eine Erinnerung, an der Emilie uns teilhaben lässt, wodurch das positive Bild, das sie von ihrer Mutter gezeichnet hat, Risse bekommt: Sie entsinnt sich, dass sie eines Abends so gegen zehn Uhr davon wach wurde, wie ihr Vater sternhagelvoll (nein, so drückt sie sich natürlich nicht aus, das schreibe ich) – und ohne einen Mucks von sich zu geben, denk' ich mir – mit ansieht, wie ihre Mutter ihrem Vater eine Tracht Prügel verpasst. Wenngleich vergebens. Und mir fällt auf, dass das das einzige Mal ist, dass Emilie ihren Vater erwähnt – überhaupt erwähnt.



Und diese Frau, die sich in einen See verguckt hatte, war noch dazu ein mathematisches Genie, auch wenn sie nie eine ordentliche Schulbildung erhalten hatte. Als ihr Vater starb, war ihr nichts anderes übrig geblieben, als die Schule zu verlassen – Auf Nimmerwiedersehen, Studium! Auf Nimmerwiedersehen, Beruf!

Sollte sie wirklich solche Pläne gehegt haben? Um 1860-1870, in einem kleinen Kaff in der Schweiz? Oder ist es Emilie, die sie in ihrem Brief so dramatisch von ihren – ja, ihren eigenen, innersten Wunschvorstellungen vielleicht? – Abschied nehmen lässt?

Einen Trunkenbold als Mann, zehn Kinder, die sie durchbringen musste, eine außergewöhnliche mathematische Begabung (wenn wir ihrer Tochter Glauben schenken dürfen), ein Herz aus Gold. »Wenn wir Katholiken gewesen wären, wäre sie wegen ihrer Güte, die sie den Armen des Dorfes entgegenbrachte, heiliggesprochen worden; das hat Doktor xx mir erzählt, als ich das letzte Mal bei ihm war«, fährt Emilie weiter fort. Und als ob das nicht schon reichen würde, so sei Mama Cécilie darüber hinaus auch noch eine über die Maßen tüchtige Geschäftsfrau gewesen, die so etwas wie einen Großhandel eröffnet habe, in dem Bedürftige Kredit bekamen. Man habe das Geschäft allseits nur »Wohltätigkeitskontor« genannt.

Emilie hatte zwei Schwestern und sieben Brüder. Die Jungen mussten in die école secondaire gehen und wurden danach alle in die Lehre geschickt. Sie und ihre Schwestern Charlotte und Blanche hingegen durften weiterlernen. »Es war in Arbeiterfamilien schließlich so üblich, dass die Mädchen weitaus fleißiger und begabter waren«, schreibt sie, als sei das eine allseits bekannte Wahrheit. Und es war dieses Kleeblatt, das hinauszog und dem kleinen Ort den Rücken kehrte, ein »Intelligenzexport aus der Schweiz«, wie sie selbstbewusst weiterschreibt. Blanche geht nach Österreich, Charlotte nach Holland, und später England, und Emilie nach Bukarest.

Da sitzt sie nun also im Zug, der sie aus dem kleinen Auvernier über die großen Städte der k.u.k. Doppelmonarchie Österreich-Ungarn, Wien und Budapest, durch Karlsburg (heute Alba Iulia in Rumänien) und über den Gebirgspass Siebenbürgen (Transsilvanien) nach Bukarest in Rumänien bringt. Das »Paris des Ostens«, wie Bukarest in zeitgenössischen Nachschlagewerken auch genannt wurde, war eine bezaubernde kleine Hauptstadt, die laut Volkszählung von 1912 341 321 Einwohner hatte und von breiten Boulevards gesäumt wurde: Dem Regina-Elisabeta-Boulevard, der Siegerstraße, wo sie sonntags in den Menschenströmen dahinflanieren wird, über die Brücken des Flusses Dâmbovița, über die schönen Plätze, vorbei an den Häusern und Parks und bis hin zum Schloss, auf dem Carol I. residierte, denn Rumänien war zu der Zeit ein kleines »Operettenland«, eine heile Welt, die von einem König, einer gesetzgebenden Versammlung und neun Ministern regiert wurde.

Das schwedische Konversationslexikon, das mir über all dies Auskunft gegeben hat, erwähnt allerdings nicht den Bauernaufstand von 1907, bei dem sich eine landlose Bauernbevölkerung, die kurz vorm Verhungern stand, gegen den Weizen und Mais exportierenden Adel erhob – ein Aufstand, bei dem 10 000 bis 12 000 Menschen getötet wurden und besorgniserregende Judenpogrome stattfanden. Vielleicht sieht Emilie ja, wie Horden von besitzlosen Landarbeitern und heimatlose Juden – 4 bis 5 Prozent der Bevölkerung dort waren Juden – durch die bergige, bewaldete Landschaft ziehen? Gespannt lehnt sie sich vor, als der Zug in die schöne Stadt einfährt. Denn sie ist trotz allem eine Stadt. Eine große Stadt aus Stein. Einen Pass besitzt sie nicht – die Grenzen stehen offen, Europa ist offen. Wir schreiben das Jahr 1901, das Mädchen ist achtzehn Jahre alt und das Leben wundervoll. So ist es doch?

Bukarest

»Welch' merkwürdige Gesinnung mir doch zu eigen ist! Wie unbegreiflich das Leben doch ist! Bisweilen durchzieht ein Hoffnungsstrahl unsere

beklagenswerte Menschheit! Doch vergebens ...! Aber was kann eine armselige Hökerin auch vom Leben erwarten?«

Das notiert sie, Eva Emilie Redard, zwei Jahre später am 10. Oktober in ihr mit vergoldeten Eckbeschlügen eingefasstes Tagebuch.

Ja, dieses Tagebuch: Diese eng beschriebenen kleinen Seiten entschlüsseln zu wollen – diesen hundert Jahre alten Nachlass aus den Händen einer jungen Frau – ist so, als würde man Gold schürfen. Wie gelang es ihr bloß, so klein und dabei so deutlich zu schreiben? Meisterlich beherrscht sie den Umgang mit diesen Federn und den abnehmbaren Stahlspitzen, die es Könnern ermöglicht, winzig klein und zugleich noch gestochen scharf zu schreiben – nicht ein Tintenklecks auf diesen vielen Seiten! Hinter all dieser feinen Schreibkunst mitsamt ihren Ausrufezeichen, ihren Voilà's!!!! und ihren Ah's!!, tritt allmählich eine verschwommene Geschichte zutage, die ich – so gut wie ich es vermag – herauszufiltern versuche, schreibt dieses junge Mädchen doch nie klipp und klar, was in Bukarest tatsächlich geschehen ist, schreibt nichts über ihren ersten Verlobten. Eine Geschichte, auf die sie jedoch ihr Leben lang immer wieder – andeutungsweise – zurückkommt. So ist auch der zutage tretende »Schatz« nicht die Geschichte an sich; der Schatz ist sie selbst – dass sie, meine unbekannte Großmutter, zum Leben erweckt wird. Du suchtest eine Mutter und fandst eine Großmutter – du bist entzückt, murmele ich vor mich hin.

Obwohl – es gibt natürlich eine Story: Da ist diese Mädchenschule, eine Art Pensionat, an dem sie – vermutlich – unterrichtet hat. Ein Ort voller Intrigen und Klüngeleien zwischen dem Lehrerkollegium und dem Rektor. Jemand soll offenbar entlassen werden. Wer wird das Opfer bringen? Ach, Niva, liebste Kollegin, halt dich tapfer!

Doppelmoral und auferlegte Zwänge waren an der Tagesordnung – hier war es einem fürwahr nicht erlaubt, ohne Schürze auszugehen, ja, und was sollten die jungen Damen machen, die keine eigene Familie hatten? Der Klatsch blüht, es gibt niemanden, dem man sich anvertrauen kann, Köpfe werden in den Nacken zurückgeworfen – ach, wie konnte ich das nur vergessen? So pflegten das schließlich alle Frauen in den Mädchenbüchern

meiner Kindheit zu tun. So sah die Waffe der jungen Damen gegen Unterordnung aus: den Kopf zurückzuwerfen.

Auf Emilie lastet jedoch ein heimlicher Kummer, den sie vor den Blicken der anderen verbergen muss – besaß sie wirklich keine Vertraute? Keine, mit der sie Sonntagsspaziergänge auf der Siegerstraße unternahm – hin und her, in langen, schwingenden Röcken und mit eng geschnürter Taille? – Was war mit Niva?

Und da ist von einem »Er« die Rede, einem Lehrer (entscheide ich), der an derselben Mädchenschule in Bukarest tätig ist wie Emilie. Ein Englischlehrer oder Gymnastiklehrer?

Und ihre Liebesgeschichte wogt hin und her: Er sieht sie nicht – es gibt so viel hübschere Mädels als sie – sie hat ihn verletzt – mit ihren Worten?

Er liebt sie nicht – »möge Gott mir helfen, die Pein zu ertragen, wenn er mir nicht den schenkt, den ich liebe! Ah! Diese Liebe frisst mich auf! Dieses Bedürfnis, zu lieben und geliebt zu werden! Ah! Du weißt ja nicht, dass mein Herz allein für Dich schlägt! Ah! Der Trost der Liebe! Mein schwacher Wille; welch' grauenhafte Stunden das doch waren, als ich dieser Liebe gewahr wurde!«

Im Februar 1904 endet dieses Wehklagen mit einem Triumphschrei:

»Er liebt mich! Wahrhaftig, er liebt mich! Ich weiß es, kann es fühlen – oh, welch' ein Glück! Er liebt mich! Ach, Gott sei Dank! Welch' Freude! Die menschliche Sprache ist doch viel zu dürftig, um ein solches Glück auszudrücken.«

Fünf Tage später:

»Ich habe ihn seit dem Ball am Sonntag nicht mehr gesehen – aber ich spüre, dass er dasselbe fühlt und an mich denkt. Ah! Was für geheimnisvolle Konversationen zwei zueinander hingezogene Seelen doch führen können! Ah! Welch' erlesener Genuss es doch ist, zu spüren, wie sein ganzes Herz einem anderen Herzen entgegenfliegt, sich in der Weite des Raumes, so aneinandergelehnt, sicher aufgehoben zu fühlen ... Unsere Gedanken ziehen

sich gegenseitig an – wie bei Geliebten –, mein ganzes Leben dreht sich nur noch um ihn [...] Wie auserlesen die Liebe doch ist!«

Acht Tage später:

»Verstehst Du, oh, mein Lieber, wie all mein Sinn in diesen Unterhaltungen, in denen wir uns so nahe sind, zu Dir spricht?«

Und zwei Tage später:

»Tristesse überkommt mich; ich weiß nicht, weshalb meine Seele nun von Abscheu erfüllt ist, wo sie zuvor doch so hoffnungsvoll gebebt hat.«

Einen Tag später:

»Alles ist düster, alles fällt ins Nichts, alles stürzt in sich zusammen, alles vergeht [...]. Meine Kündigung ist geschrieben und adressiert, muss nur noch abgeschickt werden. Bukarest zu verlassen ist die einzige Hoffnung, die mir bleibt – und diesem von Zwängen regierten Leben zu entfliehen, mir meine Freiheit zurückzuerobern, die man uns mit Gewalt nehmen will. [...] Heute hab' ich ihn wiedergesehen – doch nichts, noch nicht mal ein Zeichen. Seine Augen waren nur auf Mademoiselle R. gerichtet und er hat nicht einmal mit mir gesprochen.«

Gut zwei Wochen später:

»Ich habe ihn gesehen, bin ihm begegnet und er hat mich begrüßt; sein Gruß und sein Blick jedoch ließen mir einen eiskalten Schauer über den Rücken rinnen.«

Einen Monat später, am 24. April 1904, ist dann alles vorbei:

»Oh, mein Herr, Ihr glaubt wohl, unwiderstehlich zu sein? Wartet nur, dann könnt Ihr was erleben!«

Und so kehrt die junge Dame im Juni 1904 nach den Examen ihrer Schülerinnen in die Schweiz zurück.

Nach diesen fragmentarischen Gefühlsausbrüchen zu schließen, scheint es fast so, als hätte Emilie sich diese Liebe nur ausgedacht und sie in der an der Schule herrschenden Treibhausatmosphäre – ein isolierter Frauenkosmos mit geregelten Ausbrüchen ins Vergnügungsleben – für sich kultiviert. So dass allein Blicke, ein Handschlag und ein im Tanz um die Taille geschlungener Arm – voilà tout! – ausreichten, um diesen jungen Frauenkörper, der seinen eingeschlossenen Gefühlen, die zu unterdrücken er gezwungen war, hilflos ausgeliefert war, vor Wollust erschauern zu lassen.

Aber es scheint ihn wirklich gegeben zu haben und sie scheinen auch richtig miteinander verlobt gewesen zu sein – was »die bessere Gesellschaft« im frühen 20. Jahrhundert gewiss nicht auf die leichte Schulter genommen haben dürfte. Warum also wurde nichts daraus? Ein Verlobungsversprechen zu brechen war damals ein dramatisches Ereignis, vor allem für junge Frauen. An ihre Erstgeborene, Charlotte, schrieb Emilie viele Jahre später in ihren memoirenartigen Briefen vom Krankenbett, dass sie Rumänien »wegen der unerträglichen Beharrlichkeit, mit der mein erster Verlobter mich verfolgte, weil ich ihm wegen seiner widerwärtigen Habsucht, seines Geizes und seiner Taktlosigkeit den Laufpass gegeben hatte«, verlassen habe.

Er muss ihr in ihr Heimatdorf gefolgt sein, wo sie sich hingeflüchtet hatte, und gedroht haben, sie wegen des Bruchs des Eheversprechens zu verklagen. Falls er angenommen hatte, dass sie sich erweichen lassen würde, so hatte er sich getäuscht. Voller Entrüstung und mit beißender Ironie lässt sie sich in ihrem Tagebuch darüber aus. Gut so, Emilie!, denke ich.

»Ah! Ah! Ah! Er scheint sich überhaupt nicht bewusst zu sein, dass derartige Prozessdrohungen nur dazu führen, ihn in meinen Augen noch widerwärtiger erscheinen zu lassen. Diesen charmanten Brief und seine Antwort darauf [vermutlich der Brief, in dem er mit Klage droht] werde ich

als ein Denkmal an seine sonderbare Liebe zu mir bewahren – Ah! Das also soll Liebe sein; was für ein wunderlicher Mann, hätte nicht gedacht, dass es solche Exemplare heute noch gibt. Schade für ihn, dass er nicht vor 200 Jahren gelebt hat! Damals hätte man die armen Frauenzimmer womöglich noch dazu zwingen können, ihrem Gatten zu gehorchen, der sie wie eine Ware kaufte. Mittlerweile befinden wir uns aber im 20. Jahrhundert, und nach einem Jahrhundert der Aufklärung und Elektrizität sollte man doch meinen, dass dieses Jahrhundert nicht mehr ganz so barbarisch sei.«

Sie schreibt diese Worte – und man sieht doch förmlich vor sich, wie sie an ihrem Schreibtisch den Kopf in den Nacken wirft – im November 1904. Zum zweiten Mal lässt sie ihr Dorf und ihre Mutter zurück und reist in die Welt hinaus. Diesmal in den Norden, zum westlichsten Außenposten des großen Russischen Reiches, in die russische Ostsee-Provinz Livland (heute in Estland), die die schwedischen Truppen einst für das Schwedische Reich von Polen eroberten.

Dorpat

Einen Monat war sie bereits als französische Gouvernante auf dem großen Gut Ratshof bei Dorpat (heute Tartu) für die adelige Familie von Liphart tätig. Sie ist aufgestiegen – die Lipharts gehörten zum vornehmsten deutsch-baltischen Adel, nannten riesige Landgüter ihr eigen und waren im Besitz großen künstlerischen Talents. Vermutlich war Ernst Friedrich von Liphart damals der Gutsherr, als sie dort ihre Stellung antrat, und wahrscheinlich war es seine schöne Ehefrau, eine geborene Reichsgräfin von Manteuffel, der sie direkt unterstellt war. Ernst Friedrich von Liphart ist als Kunstmaler in die Geschichte eingegangen, und Emilie erzählt, wie sie ihm abends manchmal assistierte, als dieser seine Ehefrau – die Schöne – im Schein einer »Pieler-Lampe« porträtierte. Fritz, der Mann, den Emilie heiraten wird, sollte ihn später als »einen beschwerlichen Herrn; äußerst verzogen, sehr nervös, außerordentlich begabt« beschreiben. »Die Gemäldegalerie seines Gutes Ratshof war berühmt.«

Er, von Liphart, sei ein wenig eigen gewesen, fährt Fritz in seinen Memoiren fort, er habe Sanskrit gelernt, »glänzend« Klavier gespielt und eine vornehme Sammlung histologischer Gehirnschnitte besessen. Damals ein gängiges Hobby für zeitgenössische Wissenschaftler und offenbar auch für reiche Exzentriker, die glaubten, dass die Genialität konkret im Gehirn ansässig sei und man sie sehen könne, wenn man das Gehirn nur in hauchdünne Scheiben schnitt. Das Gehirn Lenins wurde beispielsweise tatsächlich in Hirnschnitte gefasst.

Das Äußere des auch als Schloss bezeichneten Gebäudes sei nichts Besonderes gewesen – wie Emilie fand –, aber das Innere! Zwischen den verblichenen Fotografien aus Emilies Album findet sich eine Reihe verträumter, halb verschwommener Aufnahmen aus der Gemäldegalerie des Rathshofs, dem Billardzimmer, dem mit verschwenderischen Blumenarrangements geschmückten Musikzimmer und der Bibliothek mit ihren schönen Kopien (wie ich annehme) griechischer und römischer Statuen. Und wenn man sich so die Fassade ansieht, fällt es einem schwer, ihr Raisonement nachzuvollziehen, denn ich muss sagen, dass es ganz bemerkenswert aussieht – groß und imposant, wirklich wie ein Schloss. Während des Zweiten Weltkrieges wurde es vollkommen zerstört. Inzwischen sind Teile des Gebäudes rekonstruiert worden und beherbergen heute Estlands Nationalmuseum.

»Ich kam nach Russland«, berichtet Emilie Charlotte in ihren Brief Erzählungen, »und wurde am Bahnhof von einer richtigen Equipage, samt Kutscher und Lakai, der mit einem stattlichem Bauch aufwarten konnte, abgeholt und zum Schloss kutschiert, das zwar von schlichtem Äußeren, innen jedoch prachtvoll möbliert und verziert war. Sogleich verspürte ich den Geist des Künstlers, der darin herrschte.« Nachdem sie sich notdürftig erfrischt hatte, wurde sie zur Madame geleitet, die auf einem lit de parade, einem ausladenden Paradebett, lag. Und die Madame verschwendete keinen Gedanken daran, dass die junge Dame eine drei Tage und zwei Nächte dauernde Reise hinter sich hatte, und bot ihr noch nicht einmal einen Stuhl an. »Doch da«, so Emilie, die noch viele Jahre danach stolz war auf ihr